Thomas Pyczak

Starnberg. Marrakesch. Starnberg

Roman

All rights reserved
© Thomas Pyczak

1

„Nur zwei Dinge?“, hörte ich eine heisere Stimme murmeln. Konnte der Mann mit dem Dackel etwa Gedanken lesen?

„Pardon. Ich dachte, Sie sprechen mit mir“, sagte er jetzt und blickte mir scheu in die Augen. Er war kleiner als ich, hager, im Rentenalter. Er trug Chucks, rote Chucks. Das gefiel mir. Die Menschen in diesem Ort waren so – generationsvergessen.

„Wohl lediglich laut gedacht“, erwiderte ich.

„Das war schön.“

Sein Tier weckte kläffend die Enten, die auf dem Wasser geschlafen hatten.

„Würden Sie es für mich wiederholen, bitte.“

Ungern, dachte ich. Wenn Sie, lieber alter Mann, wüssten, wie sehr ich die Einsamkeit am morgendlichen Seeufer liebe. Das leise Plätschern des Wassers. Das Schweigen.

„Ob Rosen, ob Schnee, ob Meere“, rezitierte ich mit sanfter Stimme, „was alles erblühte, verblich. Es gibt nur zwei Dinge: die Leere und das gezeichnete Ich.“

Der Mann lächelte melancholisch. Auch das Tier schaute schattig – wohl mehr wegen der respektlosen Enten, die ihre Schnäbel unters Gefieder geschoben hatten und es wagten, schon wieder zu schlafen, obwohl er am Ufer lauerte.

„Man sieht sich“, murmelte ich, bevor er mich nach der Bedeutung des Gedichts fragen konnte, und ging entschlossen Richtung *Undosa*. Meine Schritte knirschten schuldbewusst.

All rights reserved © Michael Pyczak

„Passen Sie auf sich auf“, rief er mir hinterher.

Ich drehte mich um und nickte, vielleicht etwas zu stark. „Das werde ich.“

Das *Undosa* war noch geschlossen. Es hieß eigentlich *H’ugo’s Beach Club Undosa*, und war ab dem späten Vormittag ein Treff der Reichen und Schönen. Am Ufer stand ein Schild mit einer Schwarz-Weiß-Fotografie. *Undosa*: Deutschlands erstes Wellenbad, eröffnet zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Ich ging auf den Steg und blickte übers Wasser. Am Horizont leuchteten die Gipfel der Alpen. Es war windstill und warm. Wieder ein schöner Augusttag. Als die erste Träne über meine Wange lief, wusste ich, dass es Zeit war, zu gehen. Aber wohin? Zurück in das Haus, wo niemand auf mich wartete?

Ich blieb, weinte und fütterte die Enten mit altem Brot. Sie liebten Vollkornbrot. Ich bildete mir ein, dass die Enten lächelten, wenn sie nur dieses blauweiße Papier sahen, das um die Brotreste geschlagen war. Wenn sie seinen weichen Raschelton hörten.

Lächelnde Enten, wild schnatternd, vollkornglücklich. Am Ufer die heulende blonde Frau.

So ging das nun schon einige Tage.

Ich musste an den Arzt denken. Weinen, hatte er gesagt, sei ein Fortschritt, ein Zeichen, dass ich dabei sei, wieder mit mir selbst in Berührung zu kommen.

Der DJ in meinem Kopf fuhr den Pfeifton wieder hoch.

Ich ging zurück zu der Stelle, wo ich den Mann getroffen hatte. Er war fort.

Ich setzte mich auf eine der weißen Holzbänke, schloss die Augen und ließ die Morgensonne mein Gesicht wärmen.

All rights reserved © Thomas Pysak

2

Als mir Dr. Glüsenkamp die Diagnose gestellt hatte, war ich entspannt geblieben, kühl und entspannt. Nur dieses Zittern, innen. Es erschien mir unpassend und ließ sich leicht falsch deuten, besonders von selbstgerechten Ärzten. Ging nicht in der Firma gerade die Berliner Sommergrippe um?

Das bisschen Pfeifen im Ohr. Ich war schockiert, dass es dagegen keine Pille gab. Das betrübte Gesicht der Arzthelferin, als ich dankend ablehnte, mich an einen Tropf hängen zu lassen, wie ein Unfallopfer, eine frisch Operierte.

Ich hätte, erklärte ich der Frau mit den Birkenstocks und dem weißen Poloshirt, nun wirklich Wichtigeres zu tun. 33 ungelesene Mails. Zwölf Messages. Sechs Anrufe in Abwesenheit. Drei versäumte Stand-ups. Ein Stragile Kick-off und zwei Product Reviews ohne mich.

Den halben Vormittag schon in dieser stickigen Praxis, und dann eine Einladung, stundenlang am Tropf zu hängen. Nicht nur einmal. Nein, täglich. Eine Woche lang.

„Aber Blut muss ich Ihnen abnehmen“, insistierte die Arzthelferin.

Ich hasse Nadeln, die in Venen geschoben werden. Ich kann es nicht sehen. Nicht ertragen. Ich habe Angst, dass ich auslaufe. Dass all mein Blut durch eine Nadel fließt, und nur eine leere, bleiche Hülle von mir übrig bleibt.

Diese Kälte der Nadel.

Diese Verletzlichkeit.

Diese Melancholie.

„Beim Blutabnehmen wird mir übel. Mein Kreislauf …“

All rights reserved © Thomas Pyszak

Die Schwester entschied, dass ich liegen sollte. Und dann sang sie die ganze Zeit ein schreckliches Lied, das mir in der kritischen Phase des Einstichs die Konzentration raubte.

„Kommen Sie, Frau Seitz, jetzt singen wir einen Refrain zusammen!“

War ich beim Kinderarzt?

Ich konnte mich überhaupt nicht auf die Nadel und das laufende Blut konzentrieren. Immer wieder dieser Refrain und ihre glockenhelle Stimme.

„Tonight the super trouper lights are gonna find me, shining like the sun.“

„Fertig“, sagte sie und hielt mir eine Schale Gummibärchen hin. Ich nahm ein rotes.

Ich dachte: Das nächste Mal lieber wieder im Sitzen mit gepflegter Ohnmacht.

Auch mein Vater fiel in Arztpraxen häufiger in Ohnmacht. Eine Familienempfindlichkeit. Wenn er wieder in die wirkliche Welt zurückkehrte, beschwerte er sich jedes Mal bei den Arzthelferinnen, dass sie ihn geweckt hätten.

„Ohnmachten sind Stippvisiten im Paradies“, sagte er immer. „Mal sind sie so tiefblau wie der Abendhimmel, mal leuchtend rot wie die Morgensonne, mal sattgrün wie ein frisch gemähter Rasen.“

Er war wirklich ein Kenner.

Meine Ohnmachten waren bislang weder bunt noch paradiesisch. Ich konnte mich einfach nicht erinnern. Vielleicht eine Frage des Alters. Mit dreißig standen einem die großen, farbigen und erinnerungswürdigen Ohnmachten wohl erst bevor.

Auf der Schwelle zum Treppenhaus hörte ich meinen Namen. „Frau Seitz, hätten Sie wohl noch eine Minute für mich“, sagte Dr. Glüsenkamp mit überruhiger Stimme, als ob er mich gerade auf dem Fensterbrett seiner Praxis im

All rights reserved © Thomas Pluczak

fünften Stock Altbau entdeckt hätte. Ich wollte die Tür hinter mir zufallen lassen, vor das Haus laufen und laut schreien.

Als ich bei ihm saß, sah ich zum zweiten Mal an diesem Tag die Fotos seiner blassen Kinder, die trübsinnigen Erklärbilder an den Wänden, die verchromten Dinger, um Hals, Nase und Ohren zu inspizieren.

Mein Handy vibrierte in der Tasche. Jo, mein Geschäftspartner. Ich drückte ihn weg. Statt mich zu loben, sah mich Dr. Glüsenkamp mitleidig an. Er schwieg, schien auf etwas zu warten.

Ich war mit meinen Gedanken bei Jo. Ich hatte ihn nie zuvor weggedrückt. Was wollte er?

Jo und ich waren damals ein Tandem. Wir teilten uns die Geschäftsführung von Mijo, unserer Internetagentur in Berlin Mitte. Wir waren Entrepreneure. Er verantwortete Marketing und Finanzen, ich Technik und Produktentwicklung. Wir fühlten uns wie Steve Jobs und Steve Wozniak. Aber uns würde so leicht nichts auseinanderbringen, dachte ich damals.

Das Geschäft lief gut. „Skyrocketing“, war Jos Wort.

Hinter uns lagen schnelle Jahre. Nie war Zeit, zurückzuschauen. Kaum war ein Ziel erreicht, sprinteten wir zum nächsten. Privatleben schien uns ein überholtes Konzept. Etwas für Menschen ohne Ambitionen, ohne Ideen, ohne Kreativität. Erfolg in der digitalen Welt erforderte nun einmal Besessenheit. Und wir waren besessen. Wir wollten die Welt verändern, Spuren hinterlassen. Warum, das fragten wir eigentlich nie. Wir taten es, weil wir es konnten. Die Streberin und der Spieler.

Bei uns galten andere Regeln.

Sei paranoid! Nur die Paranoiden überleben. Denke groß! Wir werden eine Delle ins Universum schlagen. Geh

All rights reserved © Thomas Pyczak

weiter! Fertig ist ein F…-Word – es ist immer Tag eins. Hinter jeden dieser Sätze machten wir ein, zwei, drei, hundert Ausrufezeichen.

„Frau Seitz“, sagte Dr. Glüsenkamp, „wie alt sind Sie? 30, oder?“ Das Alter stand vor ihm auf dem Monitor. Ich schwieg.

Dann sagte er: „Wie alt, Frau Seitz, wollen Sie denn werden?“ Vermutlich eine Fangfrage.

„Was glauben Sie, Frau Seitz, will Ihnen Ihr Körper mitteilen? Durch das Pfeifen im linken Ohr oder das Zittern jetzt? Durch die dunklen Augenringe? Durch den Schweiß auf Ihrer Stirn?“

Ich antwortete wieder nicht. Ich spürte, er wollte auf diese Fragen alles, nur keine Antwort. Ich musste an die Hörkammer denken. Die Schwester hatte Töne unterschiedlicher Frequenzen gespielt, und ich sollte einen Knopf drücken, sobald ein Ton zu hören war.

Äffchen Mia im Versuchslabor.

Der Anblick der Frequenzkurve – bestimmte Bereiche einfach weg. Gelöscht. Wie eine überflüssige Mail, ein Text, ein Programm. Ab in den Papierkorb.

Äffchen Mia beschädigt.

Mit 30 die erste große Verletzung.

Hörlöcher. Was für ein Wort!

„Sie mögen nicht mit mir sprechen, Frau Seitz? Ich werde trotzdem weiterfragen. Was glauben Sie, wie viele Menschen in so einem Zustand wie Ihrem in meiner Praxis die Therapie verweigert haben? Sparen Sie es sich, nicht zu antworten. Keiner hat die Therapie verweigert. Niemand. Nicht einer. Sie wären die Erste.“

„Aha“, sagte ich, mehr zu mir als zu ihm.

„Ein erstes Wort. Das ist schön, Frau Seitz. Wir sind also noch im gleichen Universum. Erlauben Sie mir, weiterzufra-

All rights reserved © Thomas Ryczak

gen. Wie viele Stunden in der Woche arbeiten Sie durchschnittlich? 60? Oder sind es 70? 80 vielleicht? Ich bin sicher, Sie zählen gar nicht.“

Da hatte er recht. Schließlich war ich keine Angestellte mit Stempelkarte und Betriebsrat im Rücken, der für mein Recht auf Freizeitausgleich kämpfte, wenn ich drei Tage hintereinander fünf Minuten zu lange gearbeitet hatte.

Ich zwinkerte zustimmend.

„Und was gelingt Ihnen in dieser Zeit? Immer weniger, da bin ich sicher. Sie kommen jeden Tag ins Büro. Das ist selbstverständlich. Sie treiben sich an. Du musst doch nur das bisschen schaffen. Aber irgendwie schaffen Sie es nicht.“

Dramatische Pause.

„Und für diese Unzulänglichkeit hassen Sie sich irgendwann. Der Masochismus beginnt. Der destruktive Zirkel. Vielleicht noch nicht jetzt. Vielleicht sind Sie auch noch leistungsfähig. Aber es wird schlechter werden, glauben Sie mir.“

Ich schaffte in der Tat weniger. In alles, was ich tat, hatte sich eine Langsamkeit eingeschlichen. Fiel keinem auf, weil ich immer noch schneller war als der Rest. Aber mir, mir fiel es auf.

Manchmal den ganzen Tag müde.

„Wie viele Stunden machen Sie Sport in der Woche? Allzu viel Zeit bleibt Ihnen für Waldläufe, Radtouren oder einfache Spaziergänge nicht übrig.“

Wieder ein Treffer. Warum sagte er das so vorwurfsvoll? Ich war in der Schule und während des Studiums eine gute Schwimmerin und Läuferin gewesen. Nur weil alle gerade den Fitnessgott anhimmelten, musste ich es doch nicht tun.

Endlich kam er zur Sache.

„Sie sind in Gefahr, Frau Seitz. Dieses Pfeifen ist Folge eines – in Ihrem Fall zum Glück nur leichten – Infarkts im

All rights reserved © Thomas Rybczak

Ohr. Viele halten Tinnitus für eine Volkskrankheit und denken sich nichts dabei. Sie aber sollten das Pfeifen durchaus ernst nehmen."

Er machte eine kurze Pause und fragte: „Rauchen Sie eigentlich?"

Ich nickte.

„Das ist gefährlich. Das sollten Sie nicht tun. Sie dürfen das nicht auf die leichte Schulter nehmen. Dieses Pfeifen ist zugleich ein Zeichen für schlimmere Dinge, wenn Sie es ignorieren, genau wie Ihre düstere Verfasstheit …"

Ich seufzte, vielleicht etwas laut.

Er beugte sich vor und sagte mit strengem Blick: „Bei einer hart arbeitenden Geschäftsfrau, die ansonsten körperlich gesund ist, wage ich zu sagen: Ihr Körper kann dieses Leben nicht mehr leben, ohne Schaden zu nehmen. Ich würde Sie gern für einige Wochen krankschreiben. Sie müssen sich entspannen. Sie brauchen dringend Ruhe."

Das klang nach Schlusswort. Ich stand auf.

„Vielen Dank", sagte ich, „ich muss jetzt wirklich gehen."

Er erhob sich ebenfalls und antwortete: „Wir werden uns eher wiedersehen, als Sie glauben, Frau Seitz. Sie werden zusammenbrechen, wenn Sie so weiterleben. Es wird keine zehn Tage dauern."

Ich suchte nach einer geeigneten Antwort, mir fiel keine ein. Ich dachte nur: Er hat dich genau verstanden. Er weiß, dass er dich nie wiedersehen wird.

Wenn ich zurückblicke, muss ich über meine Blindheit fast lachen.

:::

Ben hatte am Samstag Zeit für mich. Seine Frau war mit einer Freundin shoppen. Er holte mich, wie immer breit

All rights reserved © Thomas Rybczak